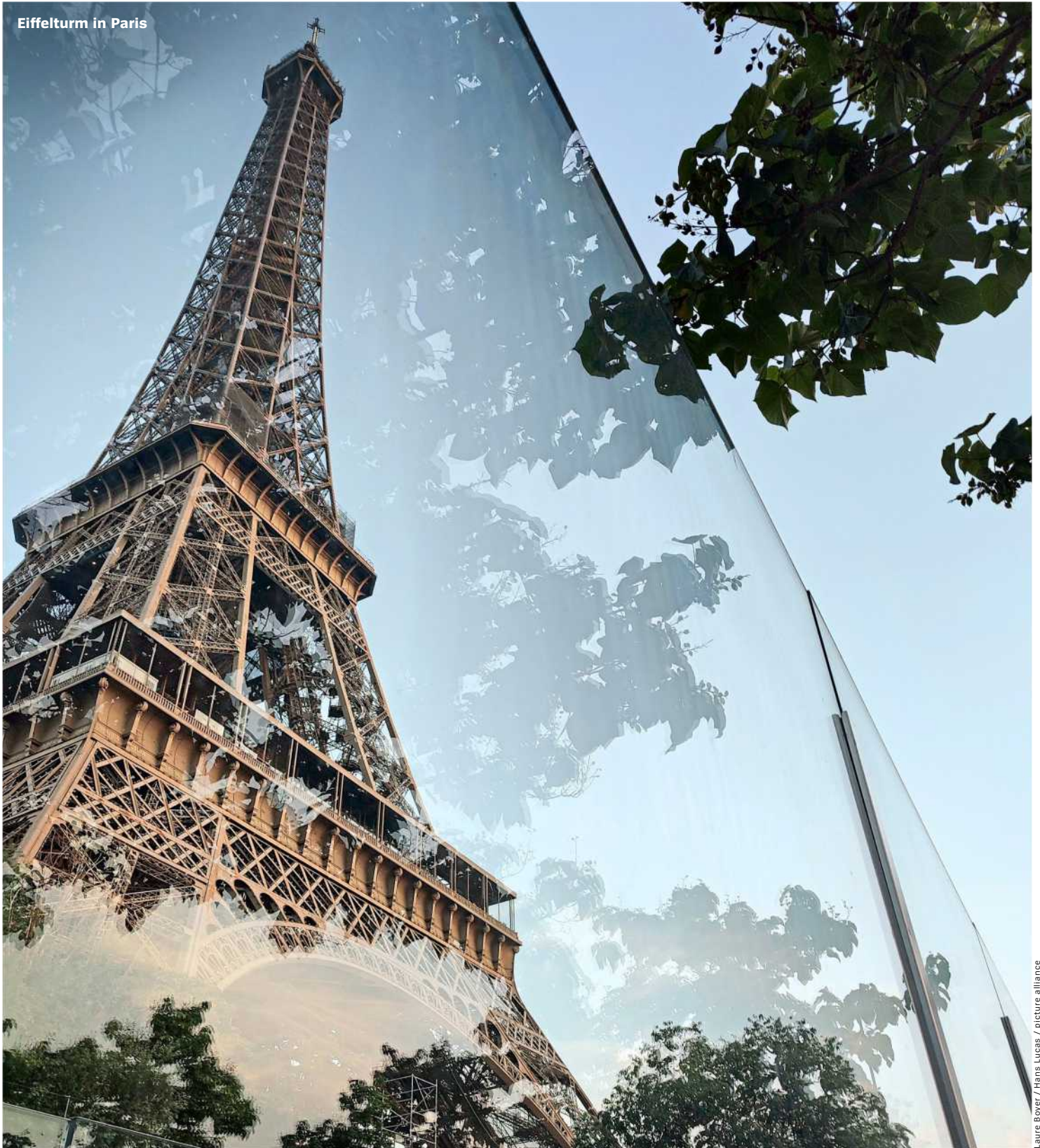


Eiffelturm in Paris



Laure Boyer / Hans Lucas / picture alliance

Renaissance einer Weltstadt

FRANKREICH Lange lebte Paris von seinen Klischees, es wurde zum Freilichtmuseum. Doch nun, erschüttert von Aufständen in den Vorstädten, bedroht von immer höheren Temperaturen im Sommer, durchlebt die Stadt einen radikalen Wandel. Und wird zum Vorbild für andere Metropolen. *Von Britta Sandberg*

Schon oben auf der Brücke hört man die Bässe, die Schlange vor dem Eingang zum Klub Kilomètre25 ist mindestens 300 Meter lang. Die meisten der Wartenden haben sich im Überhiefahren lassen, in die gesichtslose Peripherie der Stadt. Es ist zwei Uhr früh am Sonntagmorgen, Pariserinnen in Shorts und Birkenstock-Sandalen laufen die große Eisentreppe zum Klubgelände runter, die Männer tragen Jeans und schwarze Shirts.

Das Kilomètre25 ist ein Ort, der für ein neues Paris steht. Ein Paris, in dem Aufbruch herrscht. Eine Stadt neuer Möglichkeiten.

Unten tanzen die Ersten zwischen zwölf Meter hohen Betonpfeilern. DJs eines Berliner Labels legen auf, Techno. Bis vor wenigen Jahren war dies ein Recyclinghof, nun gibt es hier eine Tanzfläche von 2500 Quadratmetern. Schiffscontainer umgeben die Tanzenden, darin sind Tattoostudios, Bars und Shops untergebracht, in denen unter anderem Sexspielzeug verkauft wird. »Alles sehr Underground, alles sehr Berlin«, sagt Arnaud Perrine, 52, Gründer und Geschäftsführer des Kilomètre25.

Underground war bisher nicht unbedingt eine Kategorie der Pariser Nacht. Neidisch schaute man auf das, was sich in Berliner Industriebrachen tat, aber ging weiterhin in Discos mit teuren Drinks und veloursroten Sofaecken für VIPs. »Aber irgendwann hatten das alle satt«, sagt Perrine, der die Location am Stadtrand während der Pandemie entdeckte, umbaute und 2021 eröffnete. Seither kommen an Wochenenden mehr als 2000 Leute her.

Der Name Kilomètre25 kommt von der Kilometermarke der Stadtautobahn, die über der Tanzfläche verläuft. Seit 50 Jahren trennt dieses Périphérique genannte Ungetüm den Großraum Paris brutal in zwei Welten. In die da drinnen im historischen Zentrum. Und in die anderen da draußen. Die einen können sich die wahnwitzig teuren Mieten der Stadt noch leisten oder Eigentumswohnungen für durchschnittlich mehr als 10.000 Euro den Quadratmeter. Sie gehen am Wochenende Meeresfrüchte essen, buchen Premierenkarten fürs Theater, fahren Taxi und in letzter Zeit auch Fahrrad.

Die da draußen in den ärmeren Vororten leben oft zu sechst in Sozialwohnungen, die F3 genannt werden, wobei die Drei für die Zahl der Zimmer steht. Sie verbringen Stunden in Bussen und der Schnellbahn RER, um in den Supermärkten und Krankenhäusern der Hauptstadt zu arbeiten oder Büros zu putzen. Ihre Kinder glauben nicht mehr an das republikanische Versprechen der »égalité«, das ihnen Präsident Emmanuel Macron zu Beginn seiner Amtszeit gegeben hat. Weil sie zu oft das Gegenteil erleben.

Ihre Wut entlud sich vor drei Monaten, nachdem ein Polizist den 17-jährigen Nahel M. bei einer Verkehrskontrolle im Vorort Nanterre erschossen hatte. Im Kilomètre25 wurde während der Ausschreitungen weiter-

getanzt, die Detonationen der Feuerwerkskörper waren, obwohl gleich nebenan, nicht zu hören. Die Musik war zu laut.

Die Kluft zwischen Paris und seinen Banlieues war in diesen Tagen so sichtbar wie lange nicht. Dabei scheinen sich beide Welten seit geraumer Zeit anzunähern. Die Übergänge zwischen der Hauptstadt und ihren Vororten vor allem im Norden und Osten werden, wenn alles gut geht, in den kommenden Jahren immer durchlässiger werden. Das hat viel mit den Olympischen Spielen zu tun, die Paris im Sommer 2024 austrägt – die wenigen Neubauprojekte, die dafür in Auftrag gegeben wurden, entstehen unter anderem dort, wo es im Sommer brannte. Das liegt auch daran, dass in der eng bebauten Stadt einfach kein Platz mehr für alle ist. Immer mehr Unternehmen, Kunstgalerien und Universitäten weichen an den Stadtrand und in die Banlieues aus. Junge Familien ziehen her.

Die Hauptstadt weitet sich aus

»Paris ist dabei, mit fast zwölf Millionen Einwohnern zur größten Metropole Europas zu werden«, sagt Architekt Dominique Perrault, der das olympische Dorf in den Vororten im Norden der Stadt mit geplant hat. Perrault glaubt, dass es das Wort »banlieue« bald nicht mehr geben wird. Man kann das für einen irren Architektentraum halten. Oder für anmaßend – als ob urbane Strategien die Probleme der wütenden Vorstadtjugend lösen könnten. Aber: »Man sollte die Macht der Zahlen nicht unterschätzen«, sagt Perrault. »Neun bis zehn Millionen Einwohner am Stadtrand werden demnächst eine Bevölke-

rung von rund zwei Millionen Menschen umgeben.« Schon allein deshalb liege die Zukunft der Stadt außerhalb ihrer historischen Grenzen.

Die Frage ist, ob beide Welten, die da drinnen und die da draußen, sich wirklich aufeinander zubewegen, sogar miteinander verschmelzen werden. Oder ob die wohlhabenderen Pariser nun auch die Peripherie gentrifizieren, nachdem hohe Mieten und Lebenskosten vor Jahren schon die Taxifahrer, die Handwerker und Arbeiter aus dem Zentrum verdrängt haben.

Paris, diese spektakulär schöne, aber auch lange Zeit wie erstarrt wirkende Metropole verändert sich gerade wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Die Hauptstadt weitet sich aus und wird dabei eine andere.

Es ist, als würde ein Museum zum Leben erweckt. Nichts anderes drohte die Stadt zu werden: ein zweites Venedig, wildromantisch, aber auch irgendwie tot. Eine 3D-Postkarte, in der sich nur noch wenige das Leben leisten können. Ein Ort, der die ewig gleichen Klischees über sich selbst reproduziert, weil es sich lohnt.

Die wirklich aufregenden Dinge geschahen woanders. In London (wo die Frieze Art Fair lange Zeit die Kunstwelt begeisterte), in Kopenhagen (wo ein Restaurant berühmt wurde, das abends servierte, was man tagsüber im Wald gefunden hatte) oder in Berlin (wo es nach wie vor den angeblich coolsten Technoklub der Welt gibt).

Eine Reise nach Paris hingegen war auch immer eine Reise in die Vergangenheit. Wer kam, suchte die Kulisse, die Bilder aus Büchern von Ernest Hemingway, aus Filmen und



Cafébesucher im Vorort Pantin: Junge Pariser, die »bohémiens bourgeois«, ziehen nun her

Constance Decorde / Hans Lucas



Cyril Bliton / Le Figaro Magazine / laif

Erzählungen. Einmal wie Jean-Paul Sartre im Café de Flore sitzen, sich auf die Suche nach den Motiven aus Woody Allens »Midnight in Paris« begeben. Oder neuerdings: wie »Emily in Paris« durch den Palais-Royal-Garten schlendern.

Für den Aufbruch in etwas Neues schien diese Stadt nicht geeignet zu sein, zu selbstverliebt, zu behäbig. Und dann geschah plötzlich genau das: Vor einiger Zeit erlebte zunächst die Pariser Kunstszene einen Boom. Heute ist sie dabei, den ewigen Konkurrenten London abzuhängen. Auch Modedesigner entdeckten die Stadt neu für sich. Für die Fashion Week buchen sie kaum noch Klubs und Theater, sondern privatisieren Brücken, Plätze und Seine-Quais für ihre Defilees. Pharrell Williams zeigte seine erste Schau für Louis Vuitton im Sommer auf dem Pont-Neuf. Rick Owens ließ Models vor der Kulisse des Palais de Tokyo laufen.

Bei Investitionen ausländischer Unternehmen holt der Großraum Paris ebenfalls auf. Seit 2022 steht er zum ersten Mal vor anderen europäischen Regionen auf Platz eins. Forschungslabore lassen sich hier nieder; die Start-up-Szene, massiv gefördert von Präsident Macron, hat in Paris einen ihrer wichtigsten europäischen Hubs. Und nun schließen die Vororte auf: Das ärmste Département Frankreichs, Seine-Saint-Denis, verzeichnete im vergangenen Jahr knapp 40.000 Unternehmensgründungen.

In Saint-Ouen, am Rand von Paris, sollen demnächst eines der größten Krankenhäuser der Region und eine medizinische Fakultät für 12.500 Studenten entstehen. Mit dem Projekt »Grand Paris Express« will man den dicht bewohnten Gürtel um Paris besser an die Hauptstadt anbinden: Vier neue Metrolinien werden in den kommenden Jahren gebaut, mit 68 neuen Stationen. Es ist das derzeit größte Infrastrukturprojekt Europas.

Und dann gibt es da noch diese Pläne, die in einem Büro mit sechs Meter hohen Decken im Rathaus liegen. Werden sie umgesetzt, wird Paris in ein paar Jahren anders aussehen. Ganz anders.

Die Jahrhundertfrage: Paris und der Klimawandel

»Kommen Sie mit, ich will Ihnen etwas zeigen«, sagt Emmanuel Grégoire, Sozialist, stellvertretender Bürgermeister und im Pariser Rathaus zuständig für Stadtplanung. Das Hôtel de Ville, in dem er arbeitet, ist ein pompöser Kasten aus dem Jahr 1882, dessen Mitarbeiter in Büros mit holzvertäfelten Wänden und Marmorkaminen arbeiten. Nicht so Grégoire. Sein Büro wurde irgendwann in den Siebzigerjahren renoviert, in einer Zeit, in der man Angriffe fremder Mächte fürchtete. Bis heute sieht es so aus, als hätte sich der frühe James Bond hierher verirrt. Die saharafarbenen Lederpaneele an den Wänden kann Grégoire auf Knopf-

Fahrradstraße Rue de Rivoli: Als würde man in New York die Fifth Avenue sperren

druck verschieben, dahinter tun sich verborgene Räume auf.

»Ich kann auch eine abhörsichere Umgebung herstellen.« Der zweite Bürgermeister setzt eine Hydraulik in Marsch, Luft wird geräuschvoll abgesaugt, und vor die Fenster fahren mattsilberne Metallwände, im Raum ist es jetzt vollkommen dunkel. »Toll, nicht wahr? Die waren damals wirklich paranoid.«

Grégoire liebt solche Spielereien. Er sieht sich als jemand, der früher als andere in die Zukunft aufbricht. In den vergangenen Jahren setzte er mit der sozialistischen Bürgermeisterin Anne Hidalgo einen radikalen Antiautokurs durch. Gemeinsam kämpften beide für die Verdrängung des Autos aus der Stadt – von der Opposition und Automobilverbänden kritisiert, von Taxifahrern verflucht und dennoch mittlerweile Pariser Normalität.

Die Ergebnisse dieser ersten Revolution kann Grégoire täglich aus einem Fenster seines Büros sehen: Auf der Rue de Rivoli, die das Rathaus mit der Place de la Concorde verbindet, gibt es jetzt nur noch einen Fahrstreifen für Busse, Taxen und Lieferanten. Und drei Spuren für Fahrradfahrer. Privatautos sind auf der zentralen Verkehrsachse nicht mehr zugelassen. Es ist ein wenig so, als würde man in New York die Fifth Avenue sperren.

Bereits zuvor hatte Bürgermeisterin Hidalgo die Uferstraße an der Seine für Autos verboten und für Fußgänger und Radfahrer freigegeben. Die Konservativen tobten, Hidalgo blieb stur. Die Sozialistin, die bei den Präsidentschaftswahlen 2022 im ersten Wahlgang mit kläglichen 1,75 Prozent der Stimmen das historisch schlechteste Ergebnis ihrer Partei erzielte, ist mittlerweile auch in Paris weitgehend unbeliebt. Grégoire würde gern ihr Nachfolger werden.

Hinter der Verdrängung des Autos steht ein neues Konzept von Stadt. Es gefällt nicht allen, aber viele Pariser haben sich damit abgefunden. Sie protestieren kaum noch, wenn die Abschaffung von weiteren Tausenden Parkplätzen angekündigt wird – neben den 6000, die bereits zu Grünflächen umgewandelt wurden. 420 Kilometer Fahrradstraßen gibt es heute in der Stadt, weitere 60 sollen nächstes Jahr hinzukommen.

»Es geht darum, wie wir in Zukunft leben wollen«, sagt Grégoire. »Und inwieweit jeder Einzelne bereit ist, die eigenen Freiheiten zum Nutzen der Allgemeinheit einzuschränken. Ein Auto gibt so viel Wär-

me ab wie 20 Heizungen, die Sie auf die Straße stellen. Das können wir uns nicht mehr leisten.«

In den vergangenen Monaten hat er in seinem Büro an einer zweiten Revolution gearbeitet. Das Ergebnis dieser Überlegungen ist 3000 Seiten dick und liegt auf seinem Schreibtisch. »PLU« steht auf dem Deckblatt, die Abkürzung für »Plan local d'urbanisme bioclimatique«. Dahinter steckt der bisher wohl ehrgeizigste Plan einer Weltstadt, sich den Auswirkungen des Klimawandels zu stellen. In Kooperation mit dem französischen Wetterdienst Météo France ließ Grégoire zuvor die Temperaturen der nächsten Sommer prognostizieren. Das Resultat: In 15 bis 20 Jahren ist in der Stadt mit Höchstwerten von 50 Grad Celsius zu rechnen. 50 Grad!

Paris ist schon jetzt ein steinerner Hotspot inmitten der neuen globalen Hitze. Allein im September wurden an neun Tagen in Folge 30 Grad Celsius in der Stadt gemessen – so heiß war es im Frühherbst noch nie. In Sommernächten kühlt das historische Zentrum kaum ab. Frankreichs Hauptstadt ist mit 105,4 Quadratkilometer Fläche die winzigste Weltstadt der Welt. Kaum eine andere Metropole ist so dicht bebaut, hat so wenige Grünflächen. Pariser kommen pro Bewohner auf nur 5,8 Quadratmeter Grün, in New York sind es 13,5, in London 45.

Bisher war die geringe Größe der französischen Hauptstadt auch einer ihrer Vorteile: Noch immer kann man sie in gut zwei Stunden zu Fuß durchqueren. Noch immer lebt es sich in manchen Vierteln wie in einem Dorf, auf Restaurantterrassen ist der Platzmangel oft nicht lästig, sondern gesellig. Aber nun wird die Enge bedrohlich.

Der neue Plan für urbane Entwicklung sieht vor, in den kommenden Jahren 300 Hektar neue Grünflächen im Stadtgebiet zu schaffen – das entspricht einer Fläche fast doppelt so groß wie die Hamburger Außenalster. Auf ehemaligen Industrieflächen und stillgelegten Bahnstrecken sollen neue Parkanlagen entstehen. Außerdem sollen 40 Prozent der Böden in der Stadt entsiegelt werden, damit Paris nachts abkühlt und starke Regenfälle nicht zu Überschwemmungen führen.

Das bedeutet: Jede noch so kleine Fläche in der Stadt muss aufgerissen und der Asphalt durch Erde ersetzt werden. Das gilt für Schulhöfe, für Innenhöfe von Wohnhäusern, für die steinernen Randbegrenzungen von Avenuen und Boulevards. Es ist eine Mammutaufgabe.

Die Gegner dieser Politik sind zahlreich, aber es gibt auch prominente Verteidiger. »Keine andere Metropole hat so früh die Dimensionen des Klimawandels erkannt«, sagt Bas Smets, Europas wohl fortschrittlichster Landschaftsarchitekt mit Sitz in Brüssel und Projekten in London, Bahrain und Hongkong. Smets unterrichtet in Harvard, sucht dort mit seinen Studenten nach Wegen, die Auswirkungen der global ansteigenden Temperaturen zu mildern.

In Paris wird er die Flächen rund um Notre-Dame neu gestalten. Dort wird es ab 2025 mehr Bäume geben und einen Wasserlauf, der durch Verdunstung die Luft abkühlen soll. Fünf bis zehn Grad könne man so gewinnen, sagt Smets. »Diesen historisch bedeutsamen Ort neu zu gestalten hat für mich einen hohen Symbolwert. Es ist auch ein Signal an den Rest der Welt.«

Längst nicht jeder mag den neuen Wildwuchs, den es nun immer öfter am Straßenrand gibt. Wo einst elegant geschlitzte Eisengitter die Bäume umgaben, wachsen nun meterhoch Unkraut und Wiesenblumen.

Es geht in dieser Stadt, die so lange von ihrem Erbe, der einzigartigen Architektur vergangener Jahrhunderte gelebt hat, auch immer um die Frage, wie viel Zukunft sie sich zutraut. Das Schöne bewahren und das Neue wagen ist nicht einfach an einem Ort, an dem alle die Ikonen lieben: den Louvre, den Eiffelturm und den Pont-Neuf, diese wunderbarste aller Brücken über der Seine.

Und natürlich die silbergrauen Zinkdächer, die mehr als zwei Drittel der Pariser Häuser bedecken und die schon der Schriftsteller Émile Zola als ein Meer beschrieb, das wie eilige Fluten den Horizont fülle. Irgendwann landeten die Dächer als Kandidat auf der Unesco-Liste für das Weltkulturerbe. Auch sie sind nun bedroht: Sie laden sich mit Wärme auf, die Wohnungen darunter werden im Sommer zu Minisaunen. Zinkdachgegner fordern deshalb, sie müssten weg, durch Ziegel ersetzt oder weiß angemalt werden. Aber kann man Paris einfach weiß werden lassen?

Noch ist nichts entschieden. Emmanuel Grégoire will das graue Dächermeer erhalten.



»Es geht darum, wie wir in Zukunft leben wollen.«

**Emmanuel Grégoire,
Chef der Stadtentwicklung**

Zurzeit lässt er Ersatzmaterialien und einen transparenten Lack testen, der das Zink isolieren soll.

Die Renaissance – Paris und die Kunst

»Natürlich spürt man, dass hier gerade etwas passiert«, sagt Galerist Thaddaeus Ropac. »Und wenn manche sagen, Paris sei nur so stark, weil London so schwach sei, ist das nicht richtig.«

Der Österreicher lebt seit mehr als drei Jahrzehnten in der Stadt, er hat Galerien in Salzburg, London, Seoul und gleich zwei in Paris: eine im Marais-Viertel und eine im Vorort Pantin, wo er vor Jahren eine ehemalige Heizkesselfabrik kaufte. Die britische »Art Review« zählte den Mann, der stets Anzug und Krawatte trägt, vor Jahren schon zu den 100 einflussreichsten Persönlichkeiten der modernen Kunstwelt. Paris profitiere von den Spätfolgen des Brexits, sagt Ropac. 25 Prozent des Kunstmarkts weltweit seien einst in London abgewickelt worden, während Paris nur bei 3 Prozent lag. Inzwischen hat London knapp 10 Prozent verloren. »Aber das allein erklärt nicht die Dynamik. Es gehen einfach sehr viele Dinge in die richtige Richtung. Ausstellungen, wie sie zurzeit in Paris zu sehen sind, gibt es gerade in keiner anderen Stadt Europas.«

Vor allem die Stiftungen und Sammlungen französischer Unternehmer haben zu diesem Phänomen beigetragen. Darunter die Museen der beiden reichsten Männer des Landes: die Fondation Louis Vuitton und die Collection Pinault. Knapp 800 Millionen Euro investierte Bernard Arnault, Chef des Luxuskonzerns Louis Vuitton Moët Hennessy, in den Bau des US-Stararchitekten Frank Gehry, in dem 2014 die Fondation Vuitton eröffnete. Sechs Jahre später ließ der Milliardär François Pinault die ehemalige Getreidebörse im Pariser Hallenviertel umbauen. Seit 2021 zeigt Pinault dort Werke seiner Sammlung. Und 2025 wird ein weiteres privates Museum für zeitgenössische Kunst eröffnen: der neue Standort der Fondation Cartier direkt gegenüber vom Louvre.

Das alles erzeuge eine kritische Masse, sagt Ropac. »Wenn genug Leute an etwas glauben, führt das zu einer Welle. Und, das Wichtigste, es zieht die Künstler an. Das geschieht gerade.«

Ropac war einer der Ersten, die sich vor zwölf Jahren nach Pantin, in die »Pariser Outskirts«, wagten, wie er sagt. Damals hätten ihn alle gewarnt, wie gefährlich das sei. »Ich weiß noch, François Pinault hat mich in der neuen Galerie besucht und zu mir gesagt: ›Du bist verrückt‹.« Aber dann habe Pinault noch auf der Rückfahrt im Auto den damaligen Präsidenten François Hollande angerufen und ihn gebeten, diesen merkwürdigen Österreicher zu unterstützen.

Mittlerweile fahren Familien mit kleinen Kindern am Wochenende mit dem Fahrrad nach Pantin, im Innenhof der Galerie hat ein Café aufgemacht. Junge Pariser ziehen her, die »bohémien bourgeois«, wohlhabend,

aber nicht reich, kulturaffin, aber nicht an Statussymbolen interessiert. Künstler, die sich in Pantin niederließen, suchen jetzt in anderen Vororten nach Ateliers, weil es hier langsam zu teuer wird. »Es ist das Brooklyn-Phänomen. Die Karawane zieht weiter«, sagt Ropac.

Und was kommt dann als Nächstes? Die Gentrifizierung der Banlieue und die Vertreibung ihrer Bewohner in Außenbezirke, die noch weiter weg sind von der Hauptstadt? Man könne nicht beides wollen, sagt Ropac, die Banlieue verändern, aber keine neuen Bewohner dort zulassen. »Es muss sich etwas tun, sonst wird das Ganze irgendwann explodieren. Die Unruhen Anfang Juli waren ein großer Weckruf.« Tagelang brannten damals Rathäuser und Polizeikommissariate rund um Paris.

Große und kleine Dramen waren hier noch nie ein Grund, die schönen Dinge des Lebens zu vernachlässigen. Zwar klagen die Pariserinnen und Pariser permanent über ihre Stadt (»zu viele Baustellen«, »schon wieder Streik« und »Wer hat eigentlich diese neuen, hässlichen Zeitungskioske genehmigt?«). Aber wenn es ernst wird, stellen sie das Jammern ein. So zerbrechlich, schmalschultrig und kapriziös sie wirken mögen – in den vergangenen Jahren zeichneten sich die Bewohner dieser Stadt durch einen ausgeprägten Überlebenswillen aus. Wenige Tage nach dem Anschlag auf die Satirezeitschrift »Charlie Hebdo«, bei dem im Januar 2015 zwölf Menschen niedergemetzelt wurden, zogen Zehntausende für einen Trauermarsch auf die Straße.

Und als nur zehn Monate später Terroristen des IS mit ihren Kalaschnikows auf Besucher von Caféterrasen und des Konzertsaals Bataclan zielten und in einer einzigen Nacht 130 Menschen töteten, setzten sich die Pariser am Wochenende darauf wieder in die Straßencafés. Um trotzig zu demonstrieren, dass das Leben weitergeht. Weitergehen muss. Dahinter steht eine sehr französische Haltung: Es gibt nur wenige Gründe, das Weißweinglas nicht mehr in die Hand zu nehmen. Denn das würde sich anfühlen wie eine Niederlage.

Die Olympischen Spiele – Fluch oder Chance?

Der Weg zum Pariser Architekturbüro Ateliers 2/3/4 führt über eine verwunschene Kopfsteinpflastergasse im 12. Arrondissement dorthin, wo es vor wenigen Jahrzehnten noch Handwerker- und Möbelwerkstätten gab. Sie sind fast alle weggezogen, die

Entwurf für den Vorplatz von Notre-Dame



Alma Studio / Bureau Bas Smets



Julien Daniel / WTOP / DER SPIEGEL

»Am schönsten wäre es, wenn die Bewohner diesen Ort zu ihrem machen.«

Laure Mériaud, Architektin

Mieten wurden zu hoch. Dafür kann man hier, an der Faubourg Saint Antoine, nun Grand-cru-Schokoladen mit Sesam und grünen Tearomen kaufen, die Tafel für zehn Euro.

Am Ende der Gasse steht Laure Mériaud in einem lichten Konferenzsaal, hält ein Architekturmodell in die Höhe und sagt: »Das hier ist nicht nur ein Schwimmbad, es ist ein urbanes Projekt, das den Süden von Saint-Denis verändern wird.« Mériaud ist die federführende Architektin des Centre Aquatique, in dem ab Juli 2024 die olympischen Wettbewerbe für Wasserball, Wasserspringen und Synchronschwimmen stattfinden werden. Das Bad liegt in Saint-Denis, es ist ein geschwungener Bau aus Holz und Glas, mit konkavem Dach und einem riesigen Vorplatz. Mériaud gewann die Ausschreibung gegen alle

Favoriten, zusammen mit einem Architekturbüro in Amsterdam.

»Wir wollten vermeiden, dass das hier passiert«, sagt die Architektin und wirft Bilder des Olympiaschwimmbekens von Peking an die Wand. »Dort ist heute ein kommerzieller Vergnügungspark. Und hier, das von Athen, eine traurige Bauruine.«

Laure Mériaud und ihr Team trafen sich mit Bürgerinnen, Schuldirektoren und Bademeistern im Viertel, um herauszubekommen, was gebraucht wird. Anschließend planten sie im Innern des Bads ein breites Sportangebot: Es wird Kletterwände geben, Basketballfelder, Fitnessräume. »Am schönsten wäre es, wenn die Bewohner diesen Ort zu ihrem machen würden und hier Zeit verbrachten. Und stolz darauf wären, dass es so etwas in ihrem Viertel gibt«, sagt Mériaud.

Bei der Planung sei das »héritage«, das Erbe der Spiele, mindestens genauso wichtig gewesen wie die Nutzung während der Spiele, sagt die Architektin. Es sei immer um die Frage gegangen, wie die Vororte im Pariser Norden von den Bauten langfristig profitieren können. Sparsame Spiele sollen es außerdem werden, das geplante Budget von 4,5 Milliarden Euro für Neu- und Umbauten liegt weit unter den 10 Milliarden, die London vor elf Jahren ausgab. Und so gibt es nur wenige Neubauprojekte. Wo immer es geht, nutzt die Stadt vorhandene Infrastruktur. Die Fechtwettbewerbe werden im Grand Palais ausgetragen, einem Gebäude aus Eisen und Glas von 1900.

Während der Unruhen war die Schwimmhalle kein Ziel von Angriffen. Man könnte das als gutes Zeichen nehmen.

Die neuen Eliten der Banlieue

Wenige Kilometer Luftlinie von Saint-Denis entfernt wehen sechs Meter hohe LGBT-Flaggen vor dem Rathaus von Saint-Ouen-sur-Seine. Aus dem Büro des Bürgermeisters ist Rap zu hören: »Perdre et gagner, savoir perdre, reperdre et gagner sans s'éloigner de soi-même« – verlieren und gewinnen, verlieren können, wieder verlieren und gewinnen, ohne sich von sich selbst zu entfernen.

Er könne ohne Musik nicht arbeiten, sagt Karim Bouamrane, außerdem möge er das Lied. Bouamrane, 50, Sohn marokkanischer Einwanderer, ist seit drei Jahren Bürgermeister von Saint-Ouen, einem Ort mit 60.000 Einwohnern nahe Paris. Gut 40 Prozent von ihnen sind unter 30 Jahre alt. Sozialist Bouamrane ge-

hört zu jenen, die er selbst die neuen »Volkseliten« nennt – Bürgermeister und Bürgermeisterinnen, die in den Vororten von Paris groß wurden.

In seinem Büro hängt zwischen LP-Hüllen von Bob Marley und The Clash ein Foto, das Bouamrane als Achtjährigen zeigt: Er sitzt mit Sportsachen auf einer Bank und wartet auf den Bus – ein Einwanderersohn in der Vorstadt. »Genau da, wo ich sitze, steht heute das ›village des athlètes‹, das olympische Dorf. Wir haben dort gewohnt, es war sehr einfach.«

Bouamrane hat sich rausgekämpft aus der Vorstadt, ging in die Wirtschaft, um dann zurückzukommen. Er ist ein begabter Netzwerker und ein begnadeter Selbstdarsteller. Bei einer seiner ersten Reden als Bürgermeister sagte er, Paris sei auf dem besten Wege, die Banlieue von Saint-Ouen zu werden. Neben seinem umtriebigen Bürgermeister hat Saint-Ouen noch einen weiteren Vorteil: Dank der Verlängerung der Linie 14 ist es vom Pariser Zentrum in gut 20 Minuten zu erreichen.

Der Internetmilliardär Xavier Niel eröffnete hier eine Schule für Programmierer, die Sportakademie Tony Parker wird nach Saint-Ouen kommen, und der ehemalige Ballettdirektor der Pariser Oper verlegt einen Teil seines »Paris Dance Project« hierher. Wenn es einen Ort in der Banlieue gibt, der zeigt, wie es gehen könnte in den kommenden Jahren, ist es dieser.

»Was mich an den Olympischen Spielen interessiert, ist einzig die Frage, wie sie das Leben der Leute hier verbessern können«, sagt Bouamrane. »Wir gewinnen Jahre durch diese Spiele. Auch weil ich dafür gekämpft habe, dass das olympische Dorf für seine zukünftigen Bewohner konzipiert wird. Und nicht für die Athleten. Ich nenne das die Demokratisierung von Exzellenz. Das Schöne darf nicht immer nur den anderen vorbehalten sein.«

Die Sommerspiele werden ein neues Viertel hinterlassen – mit zwei neuen Schulen, zwei Kinderkrippen, mehr als 2800 Wohnungen und Geschäften, beheizt mit Erdwärme, die CO₂-Emissionen der Siedlung sind beeindruckend niedrig. 25 Prozent der Wohnungen werden Sozialwohnungen sein.

Die Unruhen im Juli seien nicht nur ein Problem der Vororte gewesen, so Bouamrane. »Was da passiert ist, betrifft ganz Frankreich. Der Zement der Republik ist dabei zu zerbröckeln.«

In seinem Büro hängt ein Plakat der neun Mädchen und Jungen aus Little Rock, Arkansas, die 1957 nach der Aufhebung der Rassentrennung als erste afroamerikanische Schüler dort an die Central High School gehen konnten. Neun Fotos, darunter nur ein Satz: »Die Größe des Hindernisses ist unwichtig, den Mut und die Überzeugung zu haben, es zu überwinden, ist wichtig.«

Klingt gewaltig in dem kleinen Rathaus von Saint-Ouen. Aber darum gehe es jetzt, sagt der Bürgermeister, in Saint-Ouen und im Paris der Zukunft. ■

DER SPIEGEL

Schenken Sie Lesefreude

Jetzt Ihren Wunschtitel verschenken und Gutscheine sichern.



DER SPIEGEL für ½ Jahr – 26 Ausgaben für nur €5,90 pro Ausgabe.



»Dein SPIEGEL« für 1 Jahr – 12 Ausgaben für nur €4,90 pro Ausgabe.



SPIEGEL GESCHICHTE für 1 Jahr – 6 Ausgaben für nur €8,50 pro Ausgabe.



Ihr Geschenk:
ein Amazon-Gutschein
in Höhe von €20,-

Einfach jetzt anfordern:

 abo.spiegel.de/geschenk

oder telefonisch unter 040 3007-2700

